



MELANIE PIGNITTER

Wiedersehen mit mir selbst



zwischen Pasta
und Limoncello



Ein Sommer, der nach
Sehnsucht, Loslassen und
Neuanfang schmeckt



GU





Inhalt

Bevor es losgeht	4
Stress, Curry und ein alter VW-Bus	7
Bella Ciao und andere Missionen	16
Zwischen Romantik und Rost	24
Wenn das Leben keinen Aperol serviert	33
Der Zen-Mechaniker.....	45
Wenn Pläne baden gehen	52
Zwischen Taktgefühl und Timingfehler.....	66
Die unperfekte Traube	78
Dolce Vita mit Schürze	93
Einen Espresso Leichtigkeit, bitte	102
Die kleine große Rebellion.....	121
»Kaschieren ist out!«	132
Ein Fest und die Hühnerkönigin.....	141
Im Cinquecento nach Verona.....	154
Lebensfragen unter dem Liebesbalkon	164
Abschied von Nervesa	174
Innere Antreiber und knatternde Vespas	179
Den Tag feiern	190
Blue Da Ba Dee und ein bisschen Erkenntnis	199
Traumwahrheit	207
Chaos in Polignano	212
Wiedersehen mit mir selbst	224
Nachwort	234

Wenn Pläne baden gehen



Geraade noch rechtzeitig: Eine Minute nachdem ich die Haltestelle erreicht habe, kommt auch schon der Bus. Vor mir steigt eine Gruppe Frauen ein, vermutlich in meinem Alter. Sie fallen mir sofort auf: laut lachend, fröhlich, voller Leben. Der Bus ist ziemlich voll. Als eine der Letzten finde ich kaum noch einen Platz.

»Hier!«, ruft eine der Frauen, die mir eben schon aufgefallen war, und deutet auf den Sitz neben sich. Sie spricht Deutsch, also auch eine Touristin. Vielleicht hatte Stefano ja doch recht und Nervesa ist für manche tatsächlich ein kleines Ferienparadies.

Dankbar gehe ich zu der Frau hinüber und lasse mich nieder.

»Ganz schön voll, was?«, sagt sie mit einem sympathischen Lächeln.

»Ja, vielen Dank für den Platz«, erwidere ich leicht außer Atem.

»Ich bin die Sabine und das dort sind meine Mädels«, sagt sie und zeigt auf sieben weitere Frauen.

Ich stelle mich ebenfalls vor.

»Und, was hat dich hierher verschlagen?«, fragt Sabine neugierig. Ich erzähle ihr ohne große Umschweife von meinem Desaster mit dem liegen gebliebenen Bulli.

»Wer weiß, wofür es gut ist?«, meint sie daraufhin und ich muss an Lucas Worte von gestern denken.

»Und ihr? Was macht ihr in Nervesa?«

»A bissl wandern, Prosecco verkosten, Prosecco trinken, Prosecco kaufen und mit heimnehmen«, lacht sie. »Und heut fahr'n wir nach Venedig. An guaden Aperol trinken.«

Ich höre sofort: Sabine ist ein Landei. Ihr Dialekt ist zuckersüß, ihre Art herzlich. Wir plaudern weiter. Sie ist unglaublich gesprächig, eine Frau, mit der es garantiert nie langweilig wird. Nach 30 Minuten weiß ich gefühlt alles über ihr Leben: zwei Kinder, ein Mann, eine große Leidenschaft für Prosecco und Aperol, engagiert in mehreren Vereinen – Fußball, Frauenturnen etc. –, ein bunter Freundeskreis und ein aktives Sozialleben.

»Am Freitag findet in Nervesa das Blumenfest statt. Da gehen wir natürlich hin«, fügt sie schließlich hinzu. »Kommst du auch?«, fragt sie mich mit leuchtenden Augen.

Ich muss sie leider enttäuschen, heute ist Dienstag und bis Freitag bin ich hoffentlich schon über alle Berge.

»Und was machst du beruflich?«, frage ich nach einem kurzen Schweigen. Denn obwohl Sabine mir so viel über ihr Leben erzählt hat, hat sie mir genau das nicht verraten.

»Mal arbeite ich bei meinen Eltern in der Gastro, dann wieder im Büro und im Moment gerade im Kindergarten«, antwortet sie. Es klingt beiläufig, als wäre Arbeit einfach nur einer von so vielen anderen Lebensbereichen. »Und du? Hast wohl einen hohen Posten, wenn du sogar im Urlaub deinen Laptop mitschleppst«,

sagt sie und wirft einen skeptischen Blick auf meinen offenen Rucksack, in dem sie den Laptop entdeckt hat.

»Na ja, hoher Posten ist übertrieben, aber ich arbeite ziemlich viel. Manchmal eben auch im Urlaub.« Ich erzähle ihr von *Femina* und davon, was mir an meinem Job gefällt – lasse dabei aber bewusst die stressigen Seiten und meinen Hang zum Perfektionismus aus. »Klingt toll, als würde dich deine Arbeit wirklich erfüllen. Ich arbeite auch richtig gern. Meistens. Aber für mich ist die Arbeit nicht das Leben. Ich arbeite, um zu leben«, sagt sie und zieht plötzlich eine Flasche Prosecco aus ihrer Handtasche hervor. »La vita è bella!«, ruft sie fröhlich und hebt die Flasche in die Luft, sodass auch ihre sieben Begleiterinnen sie sehen. Die rufen zurück und jubeln. Prosecco zum Frühstück – warum nicht? Ich bin ja im Urlaub. Also nehme ich eines der Plastikglässchen, die Sabine mit »feinstem Tropfen« füllt. Vergnügt schlürfen wir unseren Prosecco, als sie mich spontan fragt, ob ich nicht Lust hätte, zusammen mit ihnen durch Venedig zu schlendern. Ich freue mich über die Einladung, denn selbst hätte ich nie gefragt. Ich will mich ja niemandem aufdrängen. Aber wenn sie schon fragt – das könnte doch vielleicht Spaß machen.

»Was wollt ihr euch denn so ansehen?«, erkundige ich mich.

»Äh ..., also wir gehen zum Markusplatz, trinken dort erst mal einen Kaffee und später einen Aperol. Und dann schauen wir mal.« Ich blicke sie mit großen Augen an. Ist das ihr Ernst? Sie fahren in eine der spektakulärsten Städte der Welt und wollen sich einfach nur auf den zentralen Platz setzen und Aperol trinken?

»Hm ...«, mache ich vorsichtig. »Also, ich würde schon gerne etwas von der Stadt sehen. Schau mal, ich hab mir sogar eine Liste geschrieben: Markusdom, Dogenpalast, Seufzerbrücke, Rialtobrücke, Canal Grande, Museo Correr, Peggy Guggenheim Collection ...«

»Na, da hast du ja einiges vor. Aber falls du mal a Pause machen willst, kannst ja zu uns auf den Markusplatz kommen«, sagt sie gutmütig. Kulturell passen wir wohl nicht so ganz zusammen.

Nach einer guten Stunde sind wir endlich angekommen. Die Sonne lacht und vor mir liegt Venedig in voller Pracht. »Ich hab es trotzdem geschafft, dich zu besuchen, du schöne Perle«, murmle ich und freu mich einfach, hier zu sein. Also setze ich meinen Rucksack auf und nehme das Handy in der Hand – allzeit bereit, um die Einzigartigkeit dieser Stadt einzufangen.

»Tschüss, Sabine, bis später beim Heimfahren«, rufe ich meiner neuen Bekanntschaft zu und bin auch schon weg.

Mein erstes Ziel ist die Rialtobrücke. Ich schlendere durch enge Gassen mit schiefen Häusern, deren Fensterläden bunt gestrichen und ein wenig verwittert sind. Wäsche flattert über mir zwischen den Hauswänden und aus einer der kleinen Bars duftet es nach Espresso. Immer wieder öffnet eine Gasse den Blick auf einen winzigen Platz oder eine Brücke. Und dazwischen sehe ich Gondeln langsam die Kanäle entlangfahren, manche mit singendem Gondoliere. Es ist herrlich.

Doch je näher ich der Brücke komme, desto voller wird es. Dort angekommen, finde ich mich plötzlich in einer Menschenmasse wieder. Die Leute schieben sich über das Pflaster, jeder will ein

Foto machen, jeder will das perfekte Selfie mit Blick auf den Canal Grande. Ich dränge mich durch. Dann endlich stehe ich oben auf der Rialtobrücke. Der Blick ist spektakulär: Unter mir gleiten Gondeln durchs Wasser, dahinter schaukeln kleine Boote. Ich lehne mich über das Geländer, atme durch. Für einen kurzen Moment bin ich wirklich ganz da. Ich mache ein Foto, dann noch eins. Ich versuche, mich nicht zu sehr zu beeilen, aber schon ist da wieder dieses innere Drängen: Weiter, weiter, du hast nicht den ganzen Tag Zeit. Also schlage ich den Weg zum Museo Correr ein. Das Museo Correr liegt gegenüber vom Markusdom. Ich hab gelesen, dass es dort nicht nur Kunst gibt, sondern auch Räume, die das Leben in der venezianischen Republik zeigen. Ein Muss, denke ich. Doch als ich ankomme, trifft mich fast der Schlag: Die Schlange ist endlos. Ich reihe mich trotzdem ein und versuche geduldig zu bleiben. Nicht gerade meine Stärke. Nach zehn Minuten werfe ich einen Blick auf die Uhr. Nach 20 werde ich nervös. Nach 40 schimpfe ich innerlich. »So viel Zeit habe ich nicht, ich muss ja noch den Rest von Venedig sehen. Und vor allem ... die Gondeln!« Ich greife in meine Handtasche, krame den Brief von Mia hervor und lese: »Fahr mit so einer Gondel!« Das will ich unbedingt machen und außerdem noch ein paar andere Dinge sehen.

Also breche ich ab. Genervt kämpfe ich mich durch die Touristenmassen auf dem Markusplatz. Dabei bemerke ich das Loch in meinem Magen. Der knurrt, laut und fordernd. Es hilft nichts, ich brauche jetzt erst mal was zu essen!

Ein paar Gassen weiter entdecke ich ein kleines Café. Kein Schild, kaum Touristen. Nur ein paar Einheimische an Stehtischen und einer dieser Tische steht direkt am Kanal. Das ist meiner, denke ich und bin erleichtert über die Ruhe, die hier plötzlich herrscht. Der Tisch ist durch ein schmales Metallgeländer gesichert, dahinter ist das Wasser fast zum Greifen nah. »Wie schön!« Ich stelle mich an den Tisch und bestelle mir einen Cappuccino und Tramezzini al Tonno – Thunfisch kann ich zu jeder Tages- und Nachtzeit essen. Weil es hier gerade so ruhig ist, nutze ich die Gelegenheit und klappe den Laptop auf. Nur mal schnell schauen, ob es etwas Wichtiges gibt, das ich beantworten muss. Und vielleicht kurz nach dem Stand der Produktion sehen.

Dann passiert es.

Die Kellnerin, die mit zwei Tabletts auf einmal unterwegs ist und gerade meinen Cappuccino abstellen will, bleibt an meinem Rucksack hängen. Ich zucke zusammen, der Cappuccino schwappt über, mein Ellbogen stößt gegen den Laptop, der schwankt ... rutscht ... »Nein, nein, nein!«, rufe ich. Doch es ist zu spät. Der Laptop segelt bereits über das Geländer. Ein lautes Platschen. Dann gluckert es und mein Laptop säuft vor meinen Augen ab. Ich lehne mich über das Geländer. Eine Blase steigt auf, dann nichts mehr. Weg. Verschluckt vom trüben Wasser des Kanals. Mein Herz rast.

»Mein Laptop! Hilfe ..., so helft mir doch!«, schreie ich in meiner Verzweiflung auf Deutsch, was natürlich kein Mensch versteht. Die Kellnerin sieht mich erschrocken an. »Madonna! Scusi ... Es tut mir leid ...«

»Das bringt mir jetzt auch nichts. Aiuto! Tun Sie was! Sie müssen ... Sie müssen den holen!«

»Signora, das geht nicht. Das Wasser ist tief. Und salzig. Der ist kaputt. Da braucht man einen Taucher.«

»Dann holen Sie einen! Ich ... ich brauche das Ding. Mein Magazin ..., das Büro! Das geht unter ohne mich!«

Ein paar Menschen haben sich um mich versammelt. Einige schauen betreten, andere amüsiert.

Die Kellnerin zuckt mit den Schultern. »Es tut mir wirklich leid. Aber da lässt sich jetzt nichts mehr machen.«

Ich bin fassungslos, stehe da mit offenem Mund. Als der Chef des Cafés auf mich einredet, bekomme ich nur die Hälfte mit. Ich bin im Schockzustand. Dass er mir anbietet, den Laptop zuersetzen, interessiert mich in diesem Moment nicht die Bohne. Was soll ich mit einem neuen Laptop? Dem fehlt ja die Verbindung zu den Servern von *Femina*, und auch all meine gespeicherten Vorlagen und Listen sind futsch. Der finanzielle Schaden tangiert mich wenig. Ich frag mich einfach nur, wie das Büro jetzt ohne mich überlebt. Oder ich ohne das Büro.

Nach einer Weile gebe ich auf. Ich sehe ein, dass niemand meinen Laptop aus dem Wasser fischen wird, und selbst wenn – das Ding ist hinüber. Ich kann nichts mehr tun. Ich schnappe mir meinen Rucksack, verlasse das Café und taumle gedankenverloren durch die Gassen, bis ich schließlich wieder am Markusplatz lande.

Ich schnappe nach Luft. Ich muss mich jetzt erst mal beruhigen. Also setze ich mich auf eine Bank und versuche, ganz bewusst zu

atmen. Einatmen, bis vier zählen, Luft anhalten, ausatmen, bis acht zählen. Es hilft! Ich werde ruhiger. Ich lege mein Gesicht in die Hände und merke in dem Moment, wie fertig ich bin. Vielleicht war der Trip eine Schnapsidee. Vielleicht ist das alles zu viel. Vielleicht sollte ich gar nicht hier sein, denke ich.

»Huhu, Lena, hier sind wir! Komm doch zu uns«, höre ich plötzlich eine mir bereits vertraute Stimme. Ich blicke hoch und sehe Sabine, die mir freudestrahlend zuwinkt, in der anderen Hand ein Glas Aperol. Um sie herum ihre Freundinnen.

Ich ringe mir ein unechtes Lächeln ab und winke zurück. Ich funktioniere, wie immer! Wenn ich jetzt nicht aufstehe und rübergehe, hält sie mich wahrscheinlich für eingebildet, denke ich, und bemerke, wie sich meine Beine in Bewegung setzen. »Ja, grüß dich«, sagt Sabine und verschluckt sich fast, als sie mich genauer betrachtet. »Was ist denn mit dir passiert? Du bist ja ganz blass um die Nase«, stellt sie erschrocken fest. »Komm, setz dich her«, kommandiert sie und überlässt mir ihren Platz, bevor sie vom Nebentisch einen Stuhl für sich selbst heranzieht.

»Halb so wild«, lüge ich, »mir ist nur gerade etwas sehr Blödes passiert.« Ich erzähle ihnen die Geschichte mit dem Laptop. Und tatsächlich fühle ich mich danach mindestens um zehn Prozent leichter. An dem Spruch »Geteiltes Leid ist halbes Leid« ist schon was dran. Sabine streichelt mir verständnisvoll über die Schulter, bevor sie sich nach dem Kellner umsieht. »Diese Frau hier braucht jetzt wirklich dringend einen Drink!«, ruft sie und deutet auf mich. Damit hat sie wohl recht.

»Ich versteh dich, Lena, das ist echt blöd! Aber es ist nicht der Weltuntergang. Deine Firma ist sicher versichert. Versuch's mal so zu sehen: Es geht nicht um Leben und Tod, es ist nur Arbeit. Und du bist jetzt sowieso im Urlaub, da darf die Arbeit schon mal am Grund des Canal Grande liegen.«

Sabines Worte klingen weise, aber sie erreichen mich nur marginal. Trotzdem nehme ich die Ablenkung, die sie und ihre sieben Mädels mir in diesem Moment bieten, dankbar an. Lösungen kann ich später finden, beschließe ich, was meinem Naturell eigentlich gar nicht entspricht. Da ich die vorhin bestellten Tramezzini wegen des Schocks nicht verspeist habe und meine letzte Mahlzeit somit das Frühstück war, merke ich, wie mir der Aperol Spritz direkt in den Kopf steigt. Was ich sonst an Alkohol nicht mag, nämlich den Hauch von Kontrollverlust, kommt mir in diesem Moment gerade recht. Und so beginne ich zaghaft, genau das zu tun, was mir Eva empfohlen hat, nämlich loszulassen. Das drückende Gedankenkarussell, das in mir rattert: »Lena, was machen die im Büro nun zehn Tage ohne dich, wer wird jetzt die Produktion kontrollieren? Und was, wenn die alles ohne dich schaffen und du danach gar nicht mehr gebraucht wirst?!«, ignoriere ich in diesem Moment einfach. Und erstaunlicherweise gelingt mir das gar nicht schlecht. Angesteckt von der guten Laune der Frauen bestelle ich mir noch ein Getränk – was soll's! – und lausche ihren lustigen Geschichten. Sie sind scheinbar nicht zum ersten Mal in dieser Konstellation unterwegs. »Weißt du«, sagt Sabine, »egal, wo wir hinfahren, überall passiert uns etwas Verrücktes. Vielleicht weil wir selbst alle ein bisschen

verrückt sind.« Sie deutet auf ihren Kopf, zieht eine Grimmasse und wieder ertönt dieses lebensfrohe Lachen, um das ich sie ein wenig beneide. »Letztes Jahr waren wir in der Südsteiermark ...« Die anderen nicken und kichern schon los, bevor Sabine überhaupt weitererzählt. »Also«, fährt sie fort, »wir hatten so eine super Idee: eine Weinwanderung. Fünf Weingüter, fünf Verkostungen – easy, dachten wir. Schon nach der dritten Station waren wir aber nicht mehr ganz wanderfähig. Babsi hatte ihren linken Schuh im Weingarten verloren, Marion hat versucht, mit einer Vogelscheuche zu flirten, weil sie dachte, es wäre der sympathische Kellner von vorhin, und ich ...«, sie grinst, »ich bin beim Versuch, ein Gruppenfoto mit Selbstauslöser zu machen, rückwärts in ein Fassl gefallen. Ein leeres, zum Glück! Aber ich lag da drin wie ein Marienkäfer auf dem Rücken.«

Die ganze Runde bricht in schallendes Gelächter aus, eine der Freundinnen japst: »Du hast gerufen: ›Lasst mich zurück, rettet den Wein!‹«

»Na, siehst du«, sagt Sabine, »und genau deshalb fahren wir jedes Jahr wieder los!«

Ich lache mit und bin unendlich dankbar für die Leichtigkeit, die mich beim Zuhören überkommt.

»Und in Nervesa, habt ihr da auch schon etwas Verrücktes erlebt?«, frage ich.

Sabine überlegt. »Noch nicht, aber wir sind auch erst zwei Tage da. Was nicht ist, kann ja noch werden. Vielleicht heute beim Gondelfahren. Das wollen wir nämlich unbedingt noch machen.«

Das trifft sich gut, denke ich mir. Dann kann ich zumindest das noch von meiner heutigen To-do-Liste abhaken. Ich schaue auf die Uhr und sage: »Da bin ich dabei! Gute zwei Stunden haben wir noch. Schaffen wir das? Bei den Gondelstationen sind überall recht lange Schlangen.«

Die Frauenrunde berät sich. »Wann fährt denn der letzte Bus nach Nervesa?«, fragt eine, ich glaube, es ist Babsi.

»Ich schau nach«, rufe ich und google. »17 Uhr 30«, gebe ich die Information weiter.

Und dann geht alles ganz schnell. Die Mädels stürzen ihre Drinks runter und wir marschieren los – schnurstracks zur nächsten Gondelstation. Doch wie befürchtet, ist auch dort eine Schlange. Na logo, kein Tourist will dieses Erlebnis auslassen.

»Tja, und was machen wir jetzt?«, fragt die kleine Blonde aus der Runde.

Wieder beratschlagen wir uns.

»Dann nehma halt a Boot, is ja wurscht«, verkündet Sabine.

Ich verziehe den Mund. Ein Boot ist schließlich keine Gondel, mein innerer perfektionistischer Monk meldet sich. Aber ich werde überstimmt. »Ja, geht auch, mach ma halt«, sagen die anderen. Allerdings ist weit und breit kein Boot zu sehen.

Plötzlich ruft Sabine: »Ich habe eine Idee!« Sie deutet mit dem Finger auf ein irgendwie eigenartiges Boot. Mehr als doppelt so lang wie eine Gondel, aber nicht besonders hübsch. Es erinnert an einen Minifrachter. Und dann sehe ich es: ein Zeichen, das für Müll steht. »Ich glaub, das ist ein Müllboot. So wie es bei uns Müllautos gibt,

gibt es hier wohl Boote, die den Müll der Einheimischen abholen«, erkläre ich.

»Ist doch super, dann fragen wir die Müllmänner einfach, ob sie uns mitnehmen«, lacht die kleine Blonde. Trotz ihres Grinsens scheint sie es ernst zu meinen.

Und schon setzt sich Sabines Trupp in Bewegung. Ich überlege nicht groß, sondern renne den Mädels einfach hinterher.

Kurz bevor wir das Müllboot erreichen, erinnert sich Sabine daran, dass ich etwas Italienisch spreche. »Los, Lena, frag die, ob sie uns eine Runde mitnehmen.«

Und wieder denke ich nicht nach und mach, wie mir befohlen.
»Scusi, una domanda. Wir sind nur heute hier und müssen bald zurück zum Bus. Wir möchten so gern mit einer Gondel fahren, aber wir haben nicht mehr genügend Zeit, um eine abzuwarten. Und deshalb lässt meine Freundin hier«, ich deute auf Sabine, »fragen, ob Sie uns eine kleine Runde mitnehmen.«

Wie erwartet, bekommen die Müllmänner derartige Anfragen nicht oft. Sie lachen laut auf: »Ist das Ihr Ernst, Signora? Bei uns am Boot ..., na ja ..., da müffelt es ein bisschen. Wir sind kein Touristenboot.«

Ich komme nicht dazu, ihm zu antworten, da ruft Sabine schon: »Si, si, si!«

»Also gut, warum denn nicht?«, sagt der Chef-Müllmann, offensichtlich erfreut über die gute Laune der dynamischen Frauengruppe vor ihm. »Avanti!« Und dann tun wir es einfach – wir fahren mit einem Müllboot durch Venedig statt mit einer Gondel.

Wann bin ich bloß so verrückt geworden?, frage ich mich und muss schmunzeln.

Natürlich muss das Müllboot trotz unserer Anwesenheit seiner Arbeit nachkommen und macht überall, wo die Tonnen überquellen, einen Halt. Jedes Mal breitet sich ein Schwall an Gerüchen aus, denen man sonst lieber ausweicht. Aber keine aus unserer Runde stört sich daran. Alle genießen die Bootstour, schauen fasziniert auf die Szenerie, die gemächlich an uns vorbeizieht: schmale Kanäle, über die sich niedrige Brücken spannen, Häuser mit bröckelnden Fassaden in warmen Gelbtönen, offene Fensterläden, die mich an freundliche Augen erinnern – und immer wieder Gondeln, die durch das Wasser gleiten. Und so vergeht die Zeit im Nu ...

»Wann geht noch mal unser Bus?«, fragt mich die kleine Blonde, deren Namen ich mittlerweile weiß.

»Um 17 Uhr 45, Nicole«, antworte ich. »Ein bisschen Zeit haben wir also noch.«

Und so fahren wir noch eine weitere Viertelstunde mit den Müllmännern durch die Lagune und genießen Venedig auf eine Art und Weise, wie es uns so schnell kein Tourist nachmachen wird.

Affirmation: Ich darf die Leichtigkeit des Moments genießen (auch wenn's mal nicht perfekt läuft).

Pasta, Pannen und ein lebensverändernder Roadtrip

Lena ist eine Frau, wie viele sie kennen: engagiert, stark, zuverlässig – aber ständig am Limit. Als dauerleistende Mutter mit Vollzeitjob jongliert sie Tag für Tag ein Leben voller To-Dos. Immer mit dem Gefühl: »Nur wenn ich perfekt bin und ständig etwas leiste, bin ich auch wertvoll.«

Als Lenas Körper die Reißleine zieht, schickt das Leben sie auf eine ganz besondere Reise. Widerwillig steigt sie in den alten Bulli namens Berta und fährt los Richtung Italien. Zwischen Pannen, Pasta und unerwarteten Begegnungen wird aus einem durchgeplanten Trip ein Sommer voller Überraschungen. Lena beginnt zu begreifen: Sie muss nichts leisten, um liebenswert zu sein. Sie ist keine Last – sondern ein Geschenk!

Eine heilsame Geschichte für alle, die oft zu viel geben – und sich selbst endlich wiederfinden wollen.

www.gu.de

€ 20,00 [D]

ISBN 978-3-7589-0038-9

